

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Vincenz Püntiner [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hardmeyer. 1901.

Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung von Ernst Bahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Von dem, was geschehen ist, hat keines ein Wort verloren. Nur just, bevor der Arnold hat gehen wollen, hat die Püntinerin hingeworfen: „Um keinen Menschen ist es schade wie um den!“ Dem Arnold hat es in den Ohren getönt wie: „Warum hast ihm in den Weg kommen müssen, du!“ Er hat wohl gesehen, daß der Mutter um ihn minder leid gewesen wäre, aber keine Antwort gewußt und ist darum fast kleinlaut davongegangen. Seitdem wissen er und die Anna nur durch die Elisabeth, was der Vincenz treibt und denkt. Die Elisabeth kommt manchmal herüber. Sie und die Anna halten eng zusammen; aber die Anna will nicht, daß sie vom Vincenz spricht. Dafür fragt der Arnold nach ihm und der Felice. Einmal hat die Elisabeth ein heißes Gesicht, als sie erzählt: „Den Bartli hat er kommen lassen; er will ihm das Haus- und das Landwesen zeigen.“

„Deinen Bartli?“ stichelt der Arnold. Die Elisabeth nimmt das übel; denn so fest sie an dem jungen Knecht hängt, die Freude über seine Rückkehr kommt nicht auf vor dem andern Gedanken, daß der Vincenz gehen will, Kopf und Hand im Haus, der, dem es keiner nachtun kann, auch der Bartli nicht.

„Der Vincenz hat Vertrauen zu ihm, dem Bartli,“ sagt sie still; „einen ehrlichen, sagt er, muß er haben.“

Nach diesen Worten schweigen alle. Zum ersten Mal wird ihnen klar, daß Ernst wird mit dem Vincenz seinem Fortgehen. Und dem Felice, dem Arnold und den Frauen, die an dem Gespräch teilhaben, fällt die Gewißheit aufs Herz, daß er eine Lücke reißen wird, die keiner mehr ausfüllt. Das ist aber nichts Kleines.

„Jesses, wenn er geht!“ sagt ängstlich die Elisabeth.

„Wohin geht er?“ fragt der Arnold wieder.

„Ich weiß nicht,“ gibt die Elisabeth Bescheid.

„Wohin geht er?“ können sie noch manchmal fragen. Weil sie keine Antwort bekommen, verlegen sie sich aufs Raten.

„Er wird nach Amerika gehen,“ sagt einmal der Felice zum Arnold.

„Vielleicht nach Afrika, wo jetzt Krieg ist,“ rät seine Frau.

Nach Amerika oder anderswohin?

Die Püntinerin ist außer der Anna, die niemals fragt, die einzige, die nicht wundert. Die Püntinerin weiß etwas. Er wird weit gehen, der Vincenz! Mag er nun nach Amerika reisen eines Tages — dort wird noch lange nicht sein Wegende sein! Da ist kein Leugnen! So oder so — in Arbeit und Rechtum ist er auf seine Jahre gekommen; an dem, was dann in sein Leben geschlagen hat, geht er zu Grund. Das gilt noch immer, daß der starke schwere Baum an seinem Wurm fault, bis es ihn wirft.

Die Anzeichen, daß der Vincenz reisen will, mehren sich jetzt. Mit den verheirateten Geschwistern, den Arnold ausgenommen, verkehrt er letztlich viel. Die wissen seitdem: Fort will er. So und so hat er alles zurechtgelegt daheim! — Er muß auch alles wohl bedacht und besorgt haben; denn niemand hat etwas einzuwenden. Aber zu halten suchen ihn alle, die Geschwister vorab, die nur wissen, daß etwas geschehen ist, was ihn fortreibt, nicht aber was und mit Wundern und Fragen nichts erreichen. Auf einmal fährt es auch in den Felice und den Arnold: Man darf ihn nicht gehen lassen, den Vincenz!

„Ich will es nicht auf mir haben, daß er meinetwegen fort ist,“ sagt der Arnold. Ihm ist eng bei den Worten. Am nächsten Tag weiß er den Vincenz zu finden, so wohl der es sonst versteht, sich nicht mehr blicken zu lassen. Der Arnold hat aber einen Schrecken, als er ihn sieht! Er ist wie verwüstet, hohläugig, die Haut des Gesichtes gelb und schlaff; für einen alten Mann kann er gelten.

„Bleib doch da!“ beginnt der Arnold gleich und ohne Umwege. „Das kann doch zugeeckt sein, was geschehen ist.“

Der Vincenz sieht ihn mit Augen an, die sonderbar in ihren Höhlen glimmen. „Das kann auch nur einer sagen wie du!“ sagt er und lacht heiser.

„Unsinn . . . Bleib doch!“ drängt der Arnold ängstlich.

„Meinst, wenn du aus deiner vergangenen Zeit etwas austreichst, ist es auch aus meiner gestrichen?“ sagt der andere in bitterem Ton.

Der Arnold ist am Ende seiner Weisheit. Er zuckt die Schultern, murmelt noch etwas und geht; dabei hat er das Gefühl, daß er vor dem andern kleiner und alltäglicher ist als je.

Bald aber nachher fängt der Vincenz, den bisher die Arbeit nicht hat ruhen und rasten lassen, zu brüten an; denn die Arbeit mindert sich. Der Bartli, der Knecht, greift mit jungen starken Armen zu, und ein klarer Kopf hilft ihm rascher in seinen Pflichten heimisch werden, als mancher erwartet haben mag. Auch sonst ist manches geordnet und geglättet. Auf dem Tisch des Vincenz liegt ein noch undatiertes Brief an den Regierungsrat, in dem er anzeigt, daß er verreisen muß, nach Amerika verreisen, wo ein Bruder seiner Mutter sitzt, alt, krank und hablich ist und einen der Schwefterföhne haben will, daß er mit ihm seinen baldigen Nachlaß ordne. Daran ist ganz wahr, daß der Chrysostomus Baumann, der Bruder der Püntinerin, brieflich vor Monaten einen dahinziefenden Wunsch geäußert hat; ebenso wahr aber ist, daß der Baumann auch mit anderer Hilfe sterben und hinterlassen könnte. Aber der Vincenz hat die Ausrede gefunden. Sie geht auch daheim unter den Leuten um, wenn davon gesprochen wird, daß der Püntiner verreisen wird; denn daß er aus Reisen denkt, ist nicht geheim geblieben. Und der Vincenz weiß, daß er nur für das Fortkommen einen Grund braucht, für das Nichtwiederkommen nicht; denn — es kommen viele nicht wieder!

Der Brief an den Regierungsrat liegt noch manchen Tag auf dem Vincenz seinem Tisch. Es findet sich immer wieder etwas, um dessetwillen er daheim noch nötig ist. Inzwischen lebt er seinem Amte noch wie anderer Pflicht. Fragt ihn einer nach seinen Plänen, besinnt er sich und sagt: „Noch immer weiß ich nicht, wann ich fortkomme.“

An einem Sonntag im April endlich heißt es im Püntinerhaus: „Ende dieser Woche wird er gehen, der Vincenz! Nach Amerika wird er gehen.“

Er selbst hat es gesagt.

Vom Hause wandert die Nachricht hinüber ins benachbarte, von da landauf und ab. Aber der Brief an den Rat liegt noch da. Am Mittwoch nimmt ihn der Vincenz, schließt und siegelt ihn; der Püntinerin, der einzigen, die er in das einweißt, was er tut, sagt er: „Morgen will ich den Brief an den Rat abschicken. Am Freitag muß ich noch die neue Straße begehen mit den Jfengrundern. Morgen abend will ich hinfahren,

damit ich zeitig dort bin übermorgen. Am Sonntag reise ich für ganz.“

„Vincenz . . .“ sagt die Alte.

Er wendet sich ihr zu. „Ja?“ fragt er.

Als sie aber nicht reden kann, nur der dürre Unterkiefer klappernd zuckt und in die Augen das spärliche Wasser steigt, sagt er: „Lasset doch das! Das nützt doch nichts. Ihr seid noch lange nicht allein nachher.“ Damit geht er der Tür zu.

Am Abend läßt er sich einmal vernehmen: „Am Ende lasse ich das mit der Jfengrunder Straße. Muß ein anderer vom Rat für mich einstehen, kann er auch das übernehmen.“

Er hat jetzt etwas Rastloses in seiner Art, kümmert sich schon nicht mehr groß um Haus und Stall, läßt den Bartli und die Knechte schalten. Einmal sitzt er über Fahrtenplänen, nach einer Weile schiebt er sie wieder fort, geht aus dem Haus und läuft ein Stück feldein, als suchte er etwas, und planlos, wie er gegangen ist, kommt er wieder zurück.

Der nächste Tag ist grau und unruhig. Am frühen Morgen schon streicht der Föhn aus dem Oberland nieder, und es regnet leicht; gegen Mittag zerreißen die Wolken. Da und dort zuckt ein greller Sonnenblitz auf neu-grüne Matten; eigentümlich steht dann der helle Schein zwischen Himmel und Erde, aus dem Duster des Tages stehend. Er verschwindet bald, und über der Matte liegt wieder Schatten. Das Gewölk jagt am Himmel hin wie gepeitscht. Es ist ein Hasten, das manchem, der hinaufblickt, unheimlich wird, weil ob dem Wirbeln, das zu seinen Häupten ist, ihm sein will, daß er selber nicht auf sicherem Boden stehe. Die Berge sind nah. Schwer und grau, als müßten sie aufs Tal niederbrechen, hängen die Firne daran.

Der Vincenz hat am Morgen nach dem Himmel geschaut und schaut am Mittag nach dem Himmel. Von der Fahrt nach dem Jfengrund sagt er kein Wort mehr. Plötzlich gegen vier Uhr abends bricht der Föhn wieder herein. Das kommt durch das Tal herabgefahren wie wild, Stoß um Stoß! Gleich im ersten Fauchen und Fegen reißt es am Felicehaus ein Kamin um.

„Jesses!“ sagt die Elisabeth, die just von Altburg zurückkommt. „Raum halten kann sich eines auf der Straße.“

Der Vincenz ist unter die Haustür getreten, als die Backsteine des stürzenden Kamins drüber in die Straße prasseln. Die Püntinerin kann ihn zurückkommen und in seine Stube treten hören. Dort bleibt er lange. Indessen wächst der Föhn. Er haust immer übel im Tal von Altburg und Seewlen. Heute aber ist wohl der schlimmste Sturm, den sie da seit langem erlebt haben. Die Knechte kommen heim vom Land und aus dem Stall.

„Will's Gott wirft er das Haus nicht um, der Wind!“ sagt der alte Köbi und drückt sich in den Herdwinkel.

„Beim Eid, nicht sicher ist es heute!“ murrte ein anderer Knecht.

Dann hockten sie in der Küche beisammen und warteten auf das nahe Abendessen. Auch die Elisabeth gesellte sich zu ihnen.

„Es wird einem Angst,“ murmelt sie.

Da hören sie den Vincenz aus der Schreibstube kommen und nach seiner Kammer hinaufgehen, kummern sich aber nicht weiter.

Indessen sitzt die Püntinerin, wo sie immer sitzt, horcht auf das Windfauchen und denkt an den Vincenz. Wie sie an dem schon herumgekommen hat! Es wird aber schon so sein: in allem, was er in seinem Leben und von Jugend auf getan hat, ist immer der ganze Mensch gewesen. Wie er sich in jede Arbeit und jede Pflicht und jede Sorge immer ganz hineingeworfen, so auch in das Unglück mit — mit der Anna. Darum ist kein Herauskommen mehr!

Wie die Püntinerin noch sinnt, steht er selber bei ihr in der Stube. Der Luftzug will ihm die Tür, deren Klinke er hält, aus den Händen reißen; aber er packt fest und zieht sie ins Schloß.

„So, ade!“ sagt er. Er trägt den Anzug, den er immer anlegt, wenn er von Amtis wegen fort muß, einen dunkeln, feiertäglichen; auf dem Kopf hat er den weichen, schwarzen Filzhut sitzen. Er sieht stattlich aus. Die breiten Schultern hat ihm keine Last eng drücken können; ist auch der große Kopf vorgebeugt, der Rücken hoch, er ist immer noch ein baumhafter Mensch. Der Tag wirft sein letztes Licht auf sein gelbes, zerfallenes Gesicht. Die Augen blicken ruhig unter den Brauenbüscheln hervor die Mutter an, die überhohe Stirn glänzt wie eine weiße Tafel.

Die Püntinerin sitzt ganz still und erwidert seinen Blick. Es ist, als sei sie kleiner geworden unter seinem „So, ade!“ Ein Häuflein Schwäche hockt sie in ihrem Stuhl, und es ist kaum zu glauben, daß sie die Mutter sein soll und er der Sohn. Sie faltet die dünnen verzogenen Finger und zieht sie wieder auseinander, zittert dabei und braucht nicht zu sagen, daß sie sich abquält, ein Wort zu finden.

„An die Sengrunder Straße fahre ich hinüber,“ sagt der Vincenz.

Die Püntinerin erschrickt nicht, hat den Bescheid gewußt, vom Ansehen bloß, weiß auch, daß es nichts nützt, ihn zu halten. Kommen muß es, was kommt: so mag es halt jetzt kommen!

„Ade, Vincenz!“ sagt sie endlich mit spröder Stimme. Wieder zuckt und klappert der Unterkiefer ihres braunen Tausendrunzelgesichts.

Der Vincenz kommt näher und gibt ihr die Hand. Da fährt sie ihm mit der freien andern tastend über den Arm. „Du hast mir wacker geholfen, das ist dann wahr; dein Teil hast getan in deinem Leben!“ sagt sie, sagt es langsam und stockend und streichelt seinen Ärmel, jezt und jezt und jezt.

„Ja,“ sagt der Vincenz, „es ist recht, wenn Ihr zufrieden seid!“ Dann läßt er ihre Hand los, seine eigene fällt an seine Seite, und er geht der Tür zu.

„Ade!“ sagt er, öffnet und schließt die Tür.

Die Püntinerin langt einen Rosenkranz aus der Tasche und hebt zu beten an. Immer zuckt das karge Flennen um ihren Mund. Die Rosenkranzperlen rinne durch ihre Finger, kreisum, kreisum; die Gedanken gehen alle einen andern Weg, hinter dem Vincenz her. Um des Unwetters willen fährt er an die Sengrunder Straße. Nur im Neuen erreicht man die Straße von Seewlen aus, und im Neuen — bei dem Sturm — Wenn er wieder kommt, ist es ein Wunder! Aber — kommt es jetzt, kommt es ein andermal — kommen muß es — denn er sucht den Weg, der Vincenz —

Maria, Mutter Gottes, wie der Föhn heult!

Und es dunkelt — — — — —

Als der Vincenz aus dem Haus tritt, wirft sich der Föhn über ihn wie ein Raubtier, prall — auf den Rücken. Er muß unwillkürlich einen rascheren Schritt tun. Dann aber stemmt er sich gegen den Wind, drückt den Hut fest auf den Kopf und geht mit großen Schritten straßabwärts. Als er am Felicehaus schon halb vorüber ist, erblickt ihn die Anna von einem Fenster der Wohnstube aus. Daß er am Haus vorüberkommt, ist seit langem das erste Mal; daß er in dem Sturm geht, ist seltsam. Plötzlich öffnet sie die Augen groß. „Wenn er auf den See ginge!“ Sie weiß nicht, wie ihr der Gedanke kommt.

Der Vincenz schreitet aus, weit und gleichmäßig, beide Arme läßt er hängen und hält mit den Fäusten dem Wind stand, der sie nach vorn reißen will.

Die Straße wird dunkler und dunkler. Die ersten Häuser von Seewlen sind wie Schatten in der Nacht. Wenige Lichter brennen; wenn der Föhn rast wie heute, löschen viele Feuer und Lampe. Die Gasse von Seewlen ist völlig ausgestorben. Weit und gleichmäßig schreitet der Vincenz auch hier aus. Nun kann er schon den See zwischen und ans Ufer schlagen hören. Zu sehen ist er nicht, auch nicht beim Näherkommen; wo er tobt und gurgelt, ist alles dunkel. See, Luft und Himmel sind in dieselbe graue Finsternis gehüllt. Da und dort, wo diese sich noch vertieft, steht einer der Berge, die hier unten auf drei Seiten den See einengen und den Fuß tief in den Wellen, das Haupt in den Wolken haben.

Am Seewlener Hafen brennen zwei Laternen, eine

weit drüben, die andere dicht an der Stelle, wo der Vincenz das Ufer erreicht. Der Sturm quält die Flamme im Glas. Sie zischt, duckt sich und zuckt wie in Angst dahin und dorthin, als sei ihr der gläserne Käfig eng. Die Laterne schwingt sich am Pfahl; wo sie am Nagel hängt, singt es: Kling, kling . . .

Unter der Laterne an der Mauer hängen die Rauen an den Ketten.

Am Ufer stehen ein paar Menschen, drei, vier Fischer und Fährleute, am Steg, wo die Dampfschiffe landen. Das letzte ist noch nicht ein, wird auch nicht kommen; bei dem Sturm ist die Fahrt unterblieben. Die Männer stehen beisammen und murren in den Wind: „Gnad' Gott, wenn es fahren müßte, das Schiff!“

„Hoffentlich hat sich kein Bauer am Luzerner Markt verspätet!“ schreit einer den andern zu. „Gerade viele sind fort heute morgen!“

Der Vincenz steht abseits von ihnen an der Laterne und sieht auf die schweren, ungelenkten Boote. Da taucht in der Nähe ein Schein im Dunkeln auf und nieder. In einem der Rauen steht ein Sturmlicht. Der Püntiner steht zwei Schatten sich bewegen. Es sind die Schiffer, die ein Boot fester an die Kette schließen. Er nähert sich der Stelle.

„Bist du es, Seppetoni?“

Ein halbgewachsener Bursche steht im Rauen auf. Der Sturm zauft ihm den bloßen Kopf.

„Ihr, Regierungsrat?“

fragt er, steigt in das nächste Boot und kommt ans Ufer. Ein zweiter Bub macht drüben eines andern Rauens Kette kürzer.

„Ich muß an die Jfengrunder Straße,“ sagt der Vincenz.

Der Bub sieht ihn verstört an. Dann lacht er: „Aber heute schon nicht!“

„Gerade jetzt,“ sagt der Vincenz und steht schon im Schiff.

„Jesus, Ihr . . . Ihr könnt doch nicht . . .“ sagt der Bub.

Der Püntiner: „Kannst mir dein Licht lassen!“

Er faßt die Sturmlaterne und stellt sie in den Rauen, den er bestiegen hat. Da stellt sich auch der zweite Bursche neben den ersten. „Was denkt Ihr . . .“ stottert er, „in dem Wetter!“

Der Püntiner spannt die Fäuste um die Rudergriffe. Der Rauen knarrt an den andern und gleitet rückwärts. Die Burschen sperren Augen und Maul weit. Sie dürfen ihm nicht länger widerreden, dem Püntiner. Der hat noch immer gewußt, was er tut. Aber jetzt — — —

„Sagst es dem Vater, wer den Rauen hat, Seppetoni!“ schreit der Püntiner. Er steht barhaupt im Boot. Ein roter Lichtschein zuckt eben über das grobe, feste Gesicht: wie schweres, hängendes Buschwerk Schnurrbart und Brauen, wie eine gerade Tafel die Stirn! Jetzt verschwindet es aus dem Lichtbereich. Jetzt geht der Rauen ins Dunkel hinaus.

In die Buben kommt Leben. Wild rufend stürmen sie zu den Männern auf der Schiffsbrücke hinüber.

„An die Jfengrunder Straße hinüber will er, der Püntiner, der Regierungsrat! Mit dem Rauen ist er fort! Gerade jetzt!“ — — —

Der Sturm brüllt. Der zwischen den Bergen eingeeengte See kocht. Durch das Brodeln und Schlagen und Zischen treibt der Püntiner den Rauen. Am Boden des Schiffes steht die Laterne. Ihr Licht reicht bis in die Mitte, bis dahin, wo die Wellen immer

hereinschlagen, während der Kiel sie stöhnend schneidet und übersteigt. Weiter vorn ist nichts als Dunkelheit; aber der Püntiner kennt die Richtung, steht aufrecht und rudert. Die Stangen knarren, so tief taucht er sie ein. Wenn eine Welle sich an die Seitenplanken des Schiffes wirft, neigt es sich vor ihr, ein-, zweimal schwankt der Ruderer; aber er arbeitet sich auf und steht wieder fest; denn er will nicht nachhelfen, wenn der See ihn nicht will. Meistern soll ihn der Tod; verschenken tut er sich nicht; denn er ist nicht feig. Kommt er über den See, gut, soll es ein andermal sein! Er wird nur immer da stehen, wo das Leben



Geißbub. Nach Spielzeichnung von Paul Kietzsch, Suhr.

seine Grenzen hat. Von selber aber übertritt er die nicht.

Der Sturm brüllt. Der Püntiner hat jetzt die Mitte seines Weges erreicht. Die Wellen kommen seitlich gefahren; er kann die Richtung nicht ändern. Da—Ha, was ist dort? Ein Licht! Jetzt ein Schrei! Lang gezogen, grell und in Todesängsten! Eine Weiberstimme scheint es. Dem Püntiner haben die Arme schlaff werden wollen; die Arbeit ist selbst für seine Muskeln schwer. Jetzt aber steht er straffer im Rauen. Er hält auf das Licht zu. Es nähert sich, oder besser, er selber treibt darauf zu, er braucht nur den Sturm

ganz in den Rücken zu nehmen. Jetzt sieht er das Schiff, eins wie das seine, plumper noch und größer vielleicht. Im nächsten Augenblick schießt sein Rauen darauf zu. Er reißt die Ruder auf, wirft sie ins Boot und packt das andere. Eine Frau rudert dort, ein starkes, vierzigjähriges Weib. Der Sturm hat ihr die Zöpfe losgerissen, das Haar flattert. Ihr Gesicht ist leichenfahl, Schweiß und Wasser übrinnen es. Neben ihr steht das Sturmlicht. Vor ihren Füßen kniet ein zehnjähriger Bub, hat die Hände gefaltet und schauert vor Angst.

„Packt die Kette!“ schreit der Püntiner. Er wirft ihr die Rauenkette ins Boot, springt selber nach und reißt ihre Ruder an sich. Sie ist wacker und rasch, versteht ihn und hat die Kette gefaßt. Der Püntiner rudert schon, gegen den Wind, wie sie gekommen ist. Mühsam haßt sie die Kette fest.

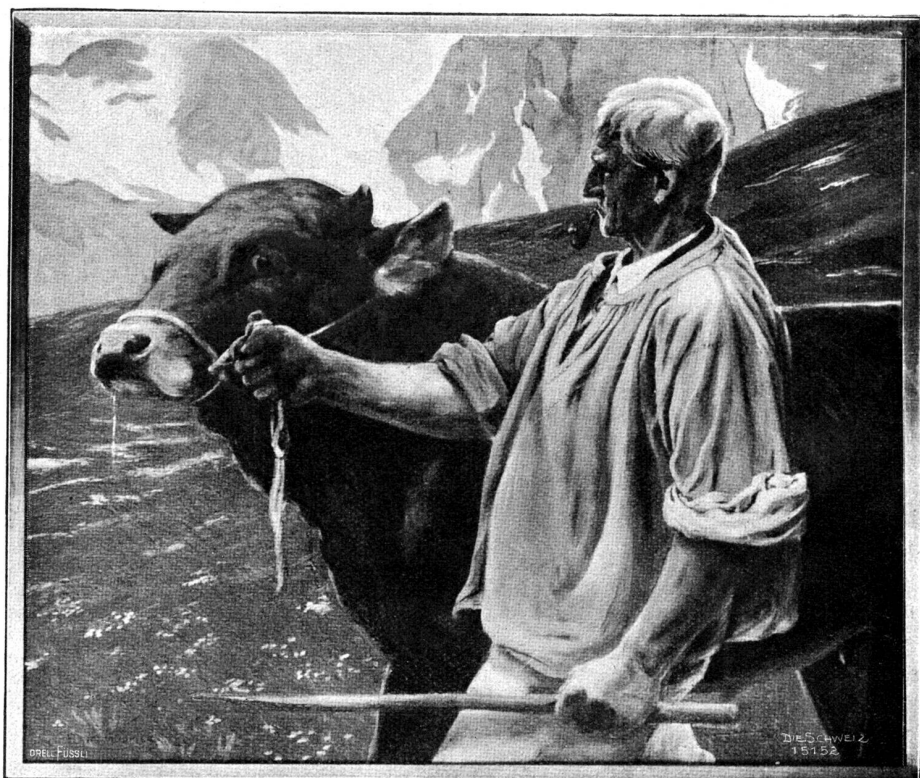
„Wohin?“ schreit der Vincenz.

„Seedorf zu; vom Markt komme ich, von Luzern!“

Als sie das geschrien hat, muß sie sich ins Schiff niederlassen; die Knie zittern ihr.

Der Püntiner rudert. Von unten herauf starrt das Weib ihn an; sie hat den Arm um den Bub geworfen. Der flennt nicht mehr. „Wer ist er?“ fragt er.

„Ich kenne ihn schon,“ sagt sie, „der Püntiner, der Regierungsrat!“ Sie können laut schreien; der, der aufrecht steht, hört es nicht.



Mann mit Stier. Nach dem Gemälde von Hans Widmer, Brienzwiler, in Lausanner Privatbesitz.

Das Weib sieht an ihm auf. Vielleicht kann er helfen! Er ist wie ein schwerer Block in dem Sturm, den Kopf hat er wie ein Stier vorgestemmt. Kraft hat er. Und Seedorf ist nicht gar weit.

Der Püntiner sagt nichts. Er rudert, rudert. Endlich nach einer Weile schreit er der Frau zu: „Dort ist der Steg!“

Der Föhn faucht herüber. In fünf Minuten könnte der Steg erreicht sein. Nach einer halben Stunde erst vermag der Püntiner das Holzwerk der Lände zu packen. Sein Atem geht keuchend.

„Steigt aus!“ schreit er.

„Hakt die Kette ein!“ nachher.

Die Frau hilft dem Buben ans Land klimmen. Dann steigt sie selber nach und hält in der kräftigen Faust die Kette.

Da läßt der Püntiner schon die Ruder fahren. Die Frau schlägt die Rauenkette in den Landungsring.

„Kommt Ihr?“ schreit sie in die Dunkelheit. Dann neigt sie sich vor. Was? Wo ist er?

Sein Schiff ist los von ihrem. Alles ist dunkel.

Herrgott! Ja, ist er fort noch einmal? Herrgott und Vater! — — — — —

Es ist am andern Tag. Der Vincenz könnte lang zurück sein. In der Wohnstube sitzen die Püntinerin und die Elisabeth. Die Püntinerin betet heute den

ganzen Tag, hat für nichts im Hause Ohren und Augen, horcht nur zwischen dem Beten manchmal hinaus, als müßte einer kommen.

„Jetzt ist er noch immer nicht da?“ fragt die Elisabeth atemlos.

„Ja, ja,“ sagt die Püntinerin.

Da geht die Tür, und die Anna kommt herein; keines hört ihren Schritt. Ihr Gesicht ist weiß und schmal, ihre Nüstern fliegen.

„Ist es wahr, ist er auf den See gestern?“

„Ja, ja,“ nickt die Alte. Sie neigt sich vor und sieht die Anna an, die zittert und sich wehrt und langsam Herr wird über sich selber. Ein Weib ist sie und eine brave, die überwindet und sich findet. Wie sie jetzt das Flennen überkommt, so wird sie das Elend überhauen und sich zurückfinden und ihm eine gute Frau sein, dem Arnold! Aber der — andere — der Vincenz! Das steht oder bricht, das kann sich nicht schicken, wie der Lebenswind weht.

Das geht der Püntinerin durch den Kopf.

Jetzt werden wieder Schritte laut. Der Bartli kommt aus dem Schächental. Er macht ein lustiges Gesicht, hat auch ein männlicheres Aussehen als ehemals, einen rotblonden Bart, rote Backen.

„Guten Abend!“ grüßt er. Zur Elisabeth neigt er sich vertraulich. „Du,“ flüstert er, aber so, daß es die andern hören, „im Maien sollen wir Hochzeit machen, hat er gesagt.“

„Wer?“ fragt das Mädchen.

„Der Vincenz, gestern morgen, als ich fort bin!“



Schneeballschlacht (im Hintergrund das Wetterhorn).

„Der Vincenz?“ sagt die Elisabeth. Dann springt ihr das Wasser in die Augen. Da merkt der andere erst, daß etwas nicht recht ist in der Stube. Er will fragen; aber die Elisabeth wehrt ihm leise, mit einem Blick auf die Mutter.

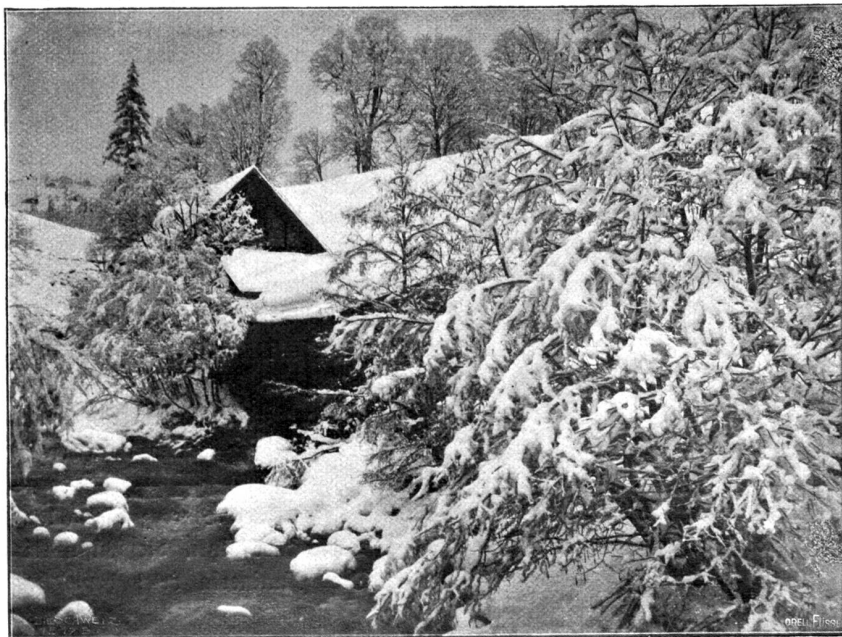
Die dreht den Rosenkranz in den hilflosen Fingern.

Eine von Seedorf kommt am Tage darauf ins Haus.

„Der Püntiner hat mich heimgebracht vom See vorgestern, mich und den Bub . . .“

Die Weiterrede stockt ihr. Das, was sie hat fragen wollen, kann sie schon aus den Gesichtern derer lesen, die ihr zuhören. In dumpfem Ton fährt sie fort zu erzählen, von dem Sturm, dem Zusammentreffen auf dem See. „Nicht vergessen kann ich ihn mehr, wie er im Nauen gestanden hat: breit, schwer wie ein Block, den Kopf vorgestreckt, die Arme wie Stangen, Nase und Kinn derb und fest, das schwere Brauenhaar und den buschigen Schnurrbart und die Stirn, hoch und gerade, wie eine weiße Tafel . . .“ Dann wird ihre Stimme ganz leise.

„Seinen Nauen muß der Wind wieder losgerissen und fortgetrieben haben . . . Auf einmal nicht mehr gesehen habe ich ihn . . . Ja . . . und . . .“ Sie stockt wieder und endet mit engem Atem: „Also . . . nicht heimgekommen . . . ist er?“



Sägemühle an der Lüttschine.

